Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 28 (1946)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 25. Januar 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 4

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Wem soll geholfen werden?

Der Artikel von Helga Paasche in der letzten Nummer des Schweizer Frauenblattes hat in weiten Kreisen geradezu empört wegen seiner Oberflächlichkeit. Da ist einmal die phantasievolle Schilderung unserer Schweizer Verhältnisse punkto Wohnung, Kleidung und Heizung. Mag sein, daß es der Verfasserin ausgezeichnet geht, daß sie aus dem Vollen schöpft. Ja, wir haben viele, die sich während des Krieges sehr bereichert haben an Geld und Gut, die auch an Lebensmitteln dank guter Beziehungen alles zu beschaffen wußten. Neben diesen, die jetzt nicht alles „aufessen können", was die Nationen bieten, gibt es Zehntausende, die nicht wissen, wo das Geld hernehmen, um das Nötigste zu kaufen, die frieren, weil für sie nicht einmal das ihnen zugeteilte Holz erschwinglich ist, geschweige denn ein warmes Kleid. Das Inserat der Kleiderstube Winterhilfe in der gleichen Nummer des Frauenblattes ist eine gute Illustration dazu. Mit den „vier Millionen Gesunden" übertreibt Helga Paasche ebenfalls ganz gehörig. Haben wir nicht in unserem Lande Hunderttausende von Geisteskranken, Tuberkulösen und Invaliden, für die bis jetzt in keiner Weise richtig gesorgt wird. Und die vielen Alten, die man wieder mit einem Almosen abspeist durch die Uebergangsrente der Altersversicherung. Solange eine solche Rente nicht einmal ein Existenzminimum darstellt, braucht man sich nicht zu brüsten mit dem Wohlergehen unseres Volkes.

Mit andern Worten: es ist nicht so rosig bestellt, wie Helga Paasche es sieht. Dies muß festgestellt werden, um einmal dem Ausland gegenüber zu zeigen, daß aller Luxus, der in unserem Lande zu finden ist, die große Armut und Not nicht zudecken kann. Trotzdem ist schon viel getan worden für kriegsgeschädigte Kinder, nicht nur von jenen, die in ausgezeichneter Behaglichkeit sich dehnen, sondern auch von den schwer um ihre Existenz ringenden Volkskreisen. Und es sollen auch weiterhin gerne Opfer gebracht werden für die Kriegsgeschädigten. Doch geht es zu weit, besonders dafür zu werben, daß deutsche Kinder hereinkommen; nein, sie sollen es am eigenen Leibe spüren, was ein Krieg mit sich bringt, das wird ihnen bleiben fürs Leben. Bis vor wenigen Monaten hatte Deutschland noch alles, sogar reichlich, denn nach seinen Raubzügen in ganz Europa hatte es sich mit allem gut versorgt, während die überfallenen Länder seit sechs Jahren unter furchtbarem Mangel leiden mußten. Diese Werbung für Deutschland fällt geradezu auf und ist sicher nicht ohne politische Hintergedanken. Zuerst helfe man nach Kräften den Kindern in den ehemals deutschbesetzten Gebieten. Wie wäre es, wenn die Schweiz einmal notleidende englische Kinder einladen würde, zu uns zu kommen, da in England die Lebens- und Wohnverhältnisse durch die jahrelangen Bombardierungen an vielen Orten denkbar schlecht sind?

L. F.-E.

E. P. D. Das Sekretariat des „Hilfswerkes für die Evangelische Jugendhilfe Hollands", befaßt sich künftig im Auftrag der Wiederaufbaukommission des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes auf dem Gebiet der deutschsprachigen Schweiz mit den Hilfsaktionen für Kinder und Jugendliche aus allen kriegsgeschädigten Ländern. Künftig wären also Meldungen von Freiplätzen für ein evangelisches Kind auch aus Oesterreich und Deutschland an folgende Adresse zu richten: Evangelische Jugendhilfe, Hornbachstraße 33, Zürich 8.

Ein paar Worte zum gewerblichen Arbeitsgesetz

Während die Fabrikarbeit seit dem Jahre 1877 durch das eidgenössische Fabrikgesetz einheitlich geregelt ist, bestehen für die Arbeit in Gewerbe und Handel keine oder dann sehr verschiedene kantonale Bestimmungen. Das erklärt sich leicht daraus, daß die im 19. Jahrhundert plötzlich aufgeblühte Fabrikarbeit mit der Ueberbeanspruchung der Arbeitskräfte dringend nach Schutzbestimmungen rief, während Handel und Gewerbe sich viel langsamer und organischer entwickelten und dementsprechend auch würdigere Arbeitsbedingungen aufwiesen. — Trotzdem wurde schon im Jahr 1908 eine einheitliche Regelung ins Auge gefaßt, die dann aber aus verschiedenen Gründen (Weltkrieg, Vorarbeiten für die Gesetze über das berufliche Bildungswesen und den unlauteren Wettbewerb, zweiter Weltkrieg, Revision der Wirtschaftsartikel) immer wieder zurückgestellt werden mußte. Ein erster von Dir. H. Pfister aufgestellter Entwurf vom Jahre 1931 bildete für die jetzigen Arbeiten eine wertvolle Grundlage, konnte aber nicht mehr in seiner ursprünglichen Form verwendet werden. Es wurde deshalb von einer kleinen vorberatenden Kommission ein neuer Entwurf ausgearbeitet, der den verschiedensten Stellen zur Vernehmlassung zugestellt wurde. U. a. hat sich auch das Schweizerische Frauensekretariat, Abteilung Frauenberufe, dazu geäußert; seine Wünsche und Anregungen sind im folgenden berücksichtigt.

Die Bedeutung des Entwurfes zeigt sich darin, daß das Gesetz schätzungsweise auf etwa 200 000 Betriebe mit 700 000 Arbeitnehmern Anwendung finden wird. Wenn wir daran denken, wie stark die Frauen in Gewerbe und Handel vertreten sind, so müssen wir uns unbedingt um das Gesetz kümmern und uns nach seinen Zielen und den zur Erreichung derselben eingeschlagenen Wegen fragen.

Es stellt sich zunächst die Frage, ob ein so detailliertes Gesetz erwünscht ist oder ob nicht ein Rahmengesetz, ergänzt durch allgemeinverbindliche Gesamtarbeitsverträge, besser gewesen wäre. Gewisse Kreise, z. B. der schweizerische Gewerbeverband, hätten die zweite Lösung vorgezogen. Da die Frauen im allgemeinen nicht stark organisiert sind, also kaum in der Lage wären, Gesamtarbeitsverträge abzuschließen, liegt ein Gesetz mit detaillierten Bestimmungen aber unbedingt in ihrem Interesse.

In elf Abschnitten regelt der Entwurf vor allem folgende Gebiete: Geltungsbereich, Arbeitsverhältnisse, Unfallverhütung und Unfallversicherung, Arbeits- und Ruhezeit, Schutz der jugendlichen und weiblichen Arbeitnehmer, betriebliche Wohlfahrtseinrichtungen usw.

Wenn der Gedanke des Schutzes der Arbeitnehmer und der Erlaß entsprechender Bestimmungen sicher sehr zu begrüßen ist, so muß anderseits doch gesagt werden, daß uns das Gesetz hie und da fast etwas zu weit zu gehen und die persönliche Freiheit allzusehr einzuschränken scheint. Die nötige Korrektur wird hier aber sicher noch angebracht werden.

Das Gesetz soll auf alle Betriebe von Handel und Gewerbe, auf Gastgewerbe, Verwaltung und Verkehr Anwendung finden, während Land-, Forst- und Hauswirtschaft, ferner die Betriebe der öffentlichen Hoheitsverwaltung ausgenommen sind. Die Krankenpflege ist nur einbezogen, soweit es sich um Anstalten handelt, die nicht öffentlich und nicht ausschließlich gemeinnützig sind. Da diese verschiedene Behandlung jedoch nicht zweckmäßig erscheint, schlugen wir eine einheitliche Regelung vor, sei es in diesem, sei es in einem separaten Gesetz. Unabgeklärt scheint uns auch die Stellung gewisser Grenzfälle wie Gärtnerei, Arztgehilfin, kaufmännische Angestellte in wissenschaftlichen Instituten usw.

Beim Arbeitsverhältnis sind vor allem die Bestimmungen über Kündigung und Abgangsentschädigung von Interesse, die dem Arbeitnehmer starken Schutz gewähren, uns aber doch etwas weit zu gehen scheinen. Das freie Kündigungsrecht sollte doch auch für den Arbeitgeber erhalten bleiben, nicht daß ihm sozusagen in jedem Falle ungerechtfertigte Kündigung vorgeworfen werden kann.

Aehnlich wie im Fabrikgesetz ist eine obligatorische Versicherung gegen Betriebsunfälle vorgeschrieben, wobei allerdings kleinere Versicherungsleistungen verlangt werden. Offenbar und richtigerweise möchte man die kleinen Betriebe nicht zu sehr belasten. Anderseits besteht bei Unfällen meistens doch eine moralische Verpflichtung seitens des Betriebsinhabers, und so liegt es eigentlich in seinem Interesse, daß die Versicherungsleistungen möglichst weit gehen.

Die wöchentliche Arbeitszeit wird normalerweise auf 52 Stunden festgesetzt, wobei einerseits für kaufmännische Angestellte eine Herabsetzung auf 48 Stunden, anderseits für gewisse Gewerbe und die Krankenpflege eine Erhöhung auf 54—60 Stunden vorgesehen ist. Ein Maximum von 50 Stunden schiene uns genügend. Ferner kann Ueberzeit bis zu 180 Stunden im Jahr verlangt werden; von 60 Stunden ab ist eine Bewilligung nötig und muß 25 Prozent Lohnzuschlag bezahlt werden. Bestimmt muß auch hier eine gewisse Freiheit bestehen, und es wäre dem Arbeitsgeist im allgemeinen sicher nicht zuträglich, wenn jede geringe Ueberzeit bezahlt werden müßte. Von manchen Seiten ist dagegen geltend gemacht worden, daß die 60 Stunden für den Arbeitnehmer etwas viel seien. — Daß eine Regelung der Höchstarbeitszeit im Gastgewerbe besondern Schwierigkeiten begegnet, ist sehr verständlich. Trotzdem bedauern wir, daß das Gesetz hier keine Grenze vorsieht. Jedenfalls möchten wir die tägliche Ruhezeit, wie bei den andern Berufen, auf 10, während der Saison auf 9 Stunden festgesetzt sehen. — Sehr zu begrüßen ist der freie Halbtag, und es ist zu hoffen, daß die auf dem Verordnungswege vorgesehenen Ausnahmen nicht allzuzahlreich sein werden. — Das Gesetz sieht eine tägliche Ruhepause von wenigstens einer Stunde vor. Für Frauen, die einen Familienhaushalt allein besorgen, sollte u. E. das Recht auf eine zweistündige Pause stipuliert werden. — Sehr erfreulich ist es, daß das Gesetz dem Arbeitnehmer einen Ferienanspruch gibt und zwar für Jugendliche von mindestens 12 Tagen, für die übrigen Arbeitnehmer von mindestens 6 Tagen. Eine Erhöhung dieser Ansätze wäre wohl wünschbar. Vor allem haben wir angeregt, daß die Umwandlung des Naturallohnes in Geldentschädigung während der Ferien klar formuliert wird; dies mit Rücksicht darauf, daß diese Umwandlung an vielen Orten immer noch großem Widerstand begegnet.

Beim Abschnitt: Schutz der jugendlichen und weiblichen Arbeitnehmer sind die Bestimmungen über die Jugendlichen vorbehaltlos zu begrüßen. Eine kleine Ergänzung wäre noch anzubringen, insofern als nicht nur für den beruflichen Unterricht, sondern für den obligatorischen Unterricht überhaupt die nötige Freizeit eingeräumt werden muß. Wir denken dabei speziell an den hauswirtschaftlichen Unterricht für Mädchen.

Die Schutzbestimmungen für weibliche Arbeitnehmer sollten einmal, rein formell betrachtet, in einem gesonderten Abschnitt behandelt werden, wie dies im Fabrikgesetz und in internationalen Uebereinkünften der Fall ist, weil in der Verbindung von jugendlichen und weiblichen Arbeitnehmern leicht eine Minderbewertung der Frauenarbeit erblickt werden könnte. Was die Schutzbestimmungen an und für sich anbetrifft, so sind sie eigentlich für die Frauen ein zweischneidiges Schwert. Sie schützen wohl die weiblichen Arbeitnehmer, schränken aber anderseits ihre Arbeitsmöglichkeiten ein. Es schiene uns deshalb eigentlich richtiger, daß die Schutzbestimmungen für beide Geschlechter ausgebaut würden. — Für Schwangere, Wöchnerinnen und stillende Mütter ist sicher eine besondere Regelung nötig; doch wird dieselbe erst dann ihre volle Wirkung haben, wenn die Mutterschaftsversicherung eingeführt ist und neben das Arbeitsverbot auch die materielle Entschädigung tritt.

Zum Vollzuge des Gesetzes ist die Einsetzung von eidgenössischen Arbeitsinspektoraten und einer eidgenössischen Arbeitsschutzkommission vorgesehen. Wir haben angeregt, daß schon im Gesetz von einer angemessenen Vertretung von Frauen gesprochen wird.

Das sind die wesentlichen Bestimmungen des Entwurfes. Besteht auch noch Raum für verschiedene Wünsche im Interesse der Frauen, so darf das Projekt im allgemeinen doch als wichtiger Schutz der Arbeitnehmer und bedeutender sozialer Fortschritt gewertet werden.

Dr. Elisabeth Nägeli.

Nachrichten aus der deutschen Frauenbewegung

G. D.-R. Aus Schreiberhau in Schlesien erreichte uns kürzlich durch persönliche Uebermittlung ein Brief der deutschen Schriftstellerin Ilse Reicke, deren Name vielen unserer Leserinnen bekannt sein wird durch ihre Mitarbeit an der Zeitschrift des Bundes Deutscher Frauenvereine „Die Frau". Der Bund Deutscher Frauenvereine, der etwa zwei Millionen Mitglieder zählte, verweigerte im Jahre 1933 die Gleichschaltung und wurde durch die Präsidentin, Agnes von Zahn-

Gurs — Stadt der Not, Stadt der Tränen

Erlebnisse einer Schweizerin
Bearbeitet von Erwin A. Lang

Eine Stadt hinter Stacheldraht

Das ist also Gurs! Diese topfebene, lehmige, staubige Landschaft mit ein paar verkrüppelten Palmen wie Ausrufzeichen in einem langweiligen Aufsatz. Mit langen Reihen brauner Baracken, einem hohen Turm für die Wache und Stacheldraht, viel Stacheldraht. In diese Wüste verfrachtete man die geschlagenen, aber nicht besiegten Milizen der spanischen Republik, die bei Madrid, Bilbao, am Ebro und in Andalusien manchmal mit den bloßen Fäusten gegen die Legionäre von Franco kämpften, die Dynamiteros und die Angehörigen der Internationalen Brigaden, welche sich zuletzt nach Frankreich flüchteten, um der Rache ihrer Henker zu entgehen. Sie bauten die ersten Baracken, die primitiven Kanalisationen, installierten die Wasserzuleitung und das elektrische Licht und sie wurden gezwungen, um hölzerne Pfähle den Stacheldraht zu wickeln. Hinter diesem sammeln sich, als der neue Transport eintrifft, die Insassen in ganzen Rudeln, welche die Ankommenden mit Fragen förmlich bombardieren. Aber die Auskünfte sind spärlich, nichtssagend und die Hoffnung, etwas von den Angehörigen erfahren zu können, schmilzt wie der Schnee an der Märzensonne.

Soldaten weisen den angekommenen Frauen und Kindern ihre Baracken zu. Dreißig hätten zur Not in einer dieser Baracken Platz, sechzig werden hineingezwängt. Es hat keine Tische und keine Stühle darin. Dort wo die Insassen schlafen müssen, hat man Bretter hingelegt und Stroh darüber geschüttet. Zuerst befand sich das Stroh in Säcken, bis die Frauen aus dem Leinenstoff sich Kleider schneiderten und von der Kommandantur der Befehl kam, die Säcke wegzuschaffen. Nun müssen die Internierten mit dem Stroh und einer Wolldecke vorlieb nehmen.

Jede der Frauen begibt sich an ihren Lagerplatz und stellt wie befohlen, rechts ihren Koffer und links das Eßgeschirr hin.

Das ganze Camp ist in Ilôts eingeteilt. In jedem dieser Ilôts, welche mit Stacheldraht von den andern abgegrenzt sind, befinden sich in einer Anzahl Baracken, die im Gegensatz zu den Ilôts, anstatt mit Buchstaben, mit Zahlen markiert sind, 1500 Frauen und Kinder. Dann gehört noch eine Kantine, eine Infirmerie, eine Küche, und ein Raum zum Duschen dazu.

Nachdem die Neuen ihre Sachen abgelegt haben, wird ihnen die Lagerordnung verlesen. Jede Baracke hat eine Baracken-Chefin und jedes Ilôt eine Ilôt-Chefin, welche die Verbindung zum Kommandanten und zur Außenwelt hergestellt und die von den Insassen selbst gewählt werden. Um sieben Uhr morgens ist Tagwache, abends um 9 Uhr müssen sämtliche Insassen in ihren Baracken sein und um 9.15 Uhr ist Lichterlöschen. Das Ilôt verwaltet sich grundsätzlich selbst. Ein Teil der Frauen wird für den andern Morgen zum Küchendienst, als Köchinnen, zum Kartoffelschälen abkommandiert, einige haben die Einkäufe für die Kantine zu übernehmen, auch die Wäsche ist von den Frauen selbst zu besorgen und für das Amt der Postmeisterin wird die zuverlässigste und sprachenkundigste ausgesucht. Dieselbe hat die ganze Korrespondenz den Ueberwachungsbeamten des zentralen Zensurbüros im Camp zu übergeben, welche jedoch sehr bald der ständig wachsenden Briefflut nicht mehr Herr werden, und des ewigen Kontrollierens längstens müde, sich nur noch darauf beschränken, uninteressierte Stichproben zu machen.

Die anwesenden Wärterinnen sind nur zur Aufsicht da. Wie überall in solchen Lagern zeichnen sie sich auch hier in vielen Fällen durch eine an Brutalität grenzende Härte aus, welche sie durch die überspitzte Betonung einer besonders ausgeprägten Moral zu tarnen versuchen. — Dann erhalten die Frauen und Kinder das erste Nachtessen. Es ist eine grüne Brühe, in der sich einige pois-chiches breitmachen, welche, wie sich später herausstellt, über die reichlich unangenehme Eigenschaft verfügen, einfach nicht weich zu werden. Diese Lauge mit diesen pois-chiches gibt es in Gurs am laufenden Band, nur, daß gelegentlich die Reihenfolge variert, manchmal gibt es auch pois-chiches mit Lauge, aber gar sind sie trotzdem nicht. Und der Kaffee am Morgen unterscheidet sich von der Suppenbrühe wiederum nur durch die Farbe; er ist hellbraun bis farblos. Was man wirklich essen kann, ist das Brot. Aber die tägliche Ration ist so klein, daß nach dem Morgenessen gewöhnlich nichts mehr da ist.

Das ist also Gurs. Baracke reiht sich an Baracke; jede bevölkert von sechzig Frauen, die auf dem Stroh dicht und mehr oder wenig einträchtig nebeneinander liegen, schlafen, essen, sich gegenseitig ihre Erlebnisse offerieren und ihren Müßiggang, zu dem sie verurteilt sind, wie eine Beschäftigung zur Schau tragen. Alles zusammen bildet einen primitiven Verwaltungsapparat, welcher in vielen kleinen und nebensächlichen Dingen, den Stempel der Weiblichkeit trägt, was besonders darin zum Ausdruck kommt, daß die komplizierteften Aufgaben weniger mit dem Verstand, als vollkommen intuitiv und mit natürlichem, frauenhaften Instinkt gelöst werden.

Gurs entdeckt eine Schweizerin

Zuerst weiß man es im Ilôt und dann im ganzen Camp. Es ist ausnahmsweise einmal kein Bobard, es stimmt: eine Schweizerin ist in Gurs. Keine, die durch Heirat das schweizerische Bürgerrecht erhalten hat; nein eine waschechte Schweizerin und erst noch arisch bis in die Fingerspitzen. Das ist ein Ereignis und um Martha windet sich pneumatisch ein Kranz von Legenden. Sie ist für kurze Zeit Tagesgespräch, willkommene Abwechslung in dieser durch die Tage plätschernden Konversation, wo jede jeder bereits in allen Variationen ihr persönliches Schicksal erzählt hat und niemand mehr da ist, den man zum Zuhören mißbrauchen kann. Endlich ist ein neues Opfer aufgetaucht und befriedigt wird festgestellt, daß Martha eine vorbildliche Zuhörerin ist. Sie kann stundenlang zuhören, ohne die, welche erzählt, auch nur einen Moment zu unterbrechen. Die Schilderungen dringen an ihr Ohr, sie vernimmt dieselben, aber sie identifiziert sich nicht mit den Ausführungen. Martha ist so müde; die Spannung der letzten Tage hat nachgelassen und nun stellt sich die Reaktion ein. Martha gleicht einer Feder, die lahmt, weil

Harnack, restlos aufgelöst. In den nationalsozialistischen Frauenschaften waren keine Mitglieder der deutschen Frauenbewegung. Jetzt hat Agnes von Zahn-Harnack im „Bund Deutscher Frauen 1945" die Frauenbewegung neu ins Leben gerufen. Dieser Bund nimmt keine ehemaligen Parteimitglieder auf.

An Persönlichem meldet Ilse Reicke, daß ihre Freundin, Frau Oberin Merker, die jeweilen die Ferienlager auf der Insel Sylt leitete, an denen auch viele junge Schweizerinnen teilgenommen haben, sich das Leben nahm, als die Gestapo sie holte. Gertrud Bäumer konnte bis 1944 „Die Frau" herausgeben. Ihr Wohnsitz bei Bunzlau wurde von den Russen verheert samt allem historischen Kulturbesitz der Frauenbewegung. Sie selbst konnte sich retten und lebt jetzt bei Saalfeld in Thüringen mit dem Enkel der Schriftstellerin Kenicott, der Verfasserin des bekannten Romans „Das Herz ist wach".

Ilse Reicke grüßt die Frauen im „anderen Europa". Sie hat das Elend des heimatlosen Wanderns selber durchgekostet und schickt uns das nachfolgende Gedicht.

Auf schlesischen Straßen

Greiffenberg-Lauban-Kohlfurt. 29. 8. 45.

Nomaden ohne Wagen, Zelt und Pferde
Ziehn wir umher, zerschlissen und verstaubt,
Verbombt die Städte unsrer Heimaterde,
Das Zufluchtsdorf im Osten — ausgeraubt!

Das letzte Hab und Gut — geplündert worden!
„Wo rauben sie?" heißt unser Straßengruß,
Die Abschiedswarnung „Dort sind wieder Horden", —
Verschiednen Schuh trägt recht' und linker Fuß.

Er schleppt auf Straßen sich und Schienensträngen,
Wo einst wir flinken Rädern anvertraut,
Ach, Friedensrechtsspruch, letzter Hoffnungslaut!
Und tappt auf Brücken, die in Trümmern hängen, —

Ach, Glauben an das Recht nur, den wir suchen!
Die Lippen kennen Brot nur im Gebet,
Und „Hitler" heißt das Wort, mit dem sie fluchen, —
Sein Geist, der in den Siegern aufersteht? —

Wo noch ein Uhrturm, zeigt er Russenstunden,
Versteckstes letztes Uehrlein — Polenzeit!
Großvater schieben wir, mit Füßen, wunden,
Im Kindermagen, viele Straßen weit.

Um uns die Oede, umbestellte Brache,
Vor uns zerschoßnes Dorf, gespenstisch leer,
Wegweiserkreuz trägt fremde Schrift und Sprache
Und jagt uns, fremd im eignen Land, umher.

Fußboden Irgendwo, heißt unser Bette,
Und Mitleid andrer Aermster deckt uns zu,
Der Straßengraben, letzte Ruhestätte,
Und unsre Heimat heißt doch — Deutschland du!

Ilse Reicke

Schweiz. Evangelischer Kirchenbund

Den Verhandlungen des Vorstandes des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes ist zu entnehmen, daß die Mitteilungen des „Hilfswerkes der evangelischen Kirchen in der Schweiz" großes Interesse wecken; bereits sind über Fr. 220 000.— auf das besondere Postcheckkonto eingegangen; die Gaben werden nach Kantonen notiert. Aus einer Aufstellung geht hervor, daß dem Kirchenbund für Wiederaufbau in den kriegsgeschädigten Ländern von den kantonalen Kirchen 1944 Fr. 98 018.92 und 1945 Fr. 1 307 822.38 überwiesen wurden. Insgesamt sind, mit einigen kleineren Beiträgen, Fr. 1 424 440.31 eingegangen (außerdem noch über Fr. 1700.— mit besonderer Bestimmung). Der größte Betrag wurde von der Zürcher Kirche mit Fr. 421 747.13 einbezahlt.

Am 20. Februar wird der Kirchenbund die Vertreter des ökumenischen Rates, des internationalen Missionsrates mit denjenigen der Behörden und der Kantonalen Kirchen bei einem Empfang vereinigen. Es ist für den Abend desselben Tages ein ökumenischer Gottesdienst in der Genfer Kathedrale geplant, an dem u. a. der Metropolit Germanos, der Erzbischof von Canterbury, Bischof Berggrav und Pastor Niemöller das Wort ergreifen sollen.

Kochfett Viola
seit 35 Jahren
bewährt.

Wer ist reif?

Im Zusammenhang mit einem Artikel über die Wünschbarkeit einer Abstimmung unter den Frauen, ob sie in ihrer Mehrheit das Stimmrecht wünschen oder nicht, finden wir im „Aufbau" ein sehr beherzenswertes Nachwort von Max Gerber. Wir sind ihm sehr dankbar für die Formulierung dieses Gesichtspunktes, denn es ist sehr oft zu konstatieren, daß auch unter Frauen ein großes Minderwertigkeitsgefühl in Bezug auf Reife oder Unreife in politischen Dingen vorhanden ist. Er sagt: „Ich möchte die Anhänger des Frauenstimmrechtes darauf aufmerksam machen, daß sie sich in der Diskussion darüber auf eine falsche Fährte führen lassen, wenn sie sich auf die Frage einlassen, ob die Frauen „reif" für das Stimmrecht seien und ob sie es wünschten. Jeder zwanzigjährige Jüngling bekommt es, ohne daß man ihn fragt, ob er reif sei und ob er es wolle. Und es ist recht so, denn das Stimmrecht bedeutet nicht eine Gunst, sondern die Auferlegung einer Verantwortung für die rechte Ordnung im Staat. Da erhebt sich die Frage, insbesondere in dieser ungeheuren Kulturkrise, ob wir zu rechten Ordnungen kommen können, wenn die eine Hälfte der Menschheit bei den Entscheidungen abseits steht. Wenn das wahr ist, dann haben wir Männer die Frauen nicht darauf zu prüfen, ob sie „reif" seien und ob es sie nach dem Stimmrecht gelüstet, sondern wir haben im Gegenteil sie aufzufordern, ihren Teil der Verantwortung auf sich zu nehmen, auch wenn es sie nicht gelüsten sollte. Wir offerieren ihnen nicht eine Gunst, sondern wir erklären ihnen: wir haben euch nötig, um gemeinsam den menschlichen Staat zu bauen."

Es wird immer behauptet

daß vor allem die Frauen am Aufstieg Hitlers schuld seien. Wir wissen, daß vor nicht allzu langer Zeit in unserem Blatt diesbezügliche Zahlen veröffentlicht worden sind. Nun sind aber in verschiedenen Kantonen größere Stimmrechts-Aktionen zum Teil schon im Gang, zum Teil in Aussicht. Da kann uns nichts schaden, wenn wir noch einmal die im Jahre 1932 die von Gertrud Bäumer in einer Arbeit in „Die Frau im Staat" aufgeführten Zahlen noch einmal zusammengefaßt wurden, und diejenigen unserer Leserinnen, die gerne aktiv in Stimmrechtsdebatten eingreifen, sich diese als Merkblatt ausschneiden, um es stets bei der Hand zu haben. Es handelt sich um die Stimmenzahlen für die Reichstagswahlen von 1928 für Thüringen, Hessen-Darmstadt, und für die Städte Berlin, Leipzig, Elberfeld-Barmen.

Von je 100 Wählern stimmten für

Zentrum:	Frauen 61,2,	Männer 38,8
Deutschnationale:	Frauen 58,4,	Männer 41,6
Deutsche Volkspartei:	Frauen 54,0,	Männer 46,0
Demokraten:	Frauen 49,0,	Männer 51,0
Sozialdemokraten:	Frauen 50,8,	Männer 49,2
Kommunisten:	Frauen 45,5,	Männer 54,5
Nationalsozialisten:	Frauen 42,7,	Männer 57,3

Dazu schreibt Elisabeth Rotten im Mitteilungsblatt der Schweizerischen Völkerbundsvereinigung Nr. 3, April 1945: „Da man diese Ziffern als symptomatisch für das ganze Reich betrachten darf, hat das Frauenstimmrecht damals den Parteien folgende Gewinne und Verluste gebracht:

	Mandate im Reichstag 1928
Zentrum	12
Deutschnationale	9
Deutsche Volkspartei	2
Demokraten	— 1
Sozialdemokraten	— 4
Kommunisten	— 8
Nationalsozialisten	— 4

Daß Frauen, von denen die Mehrzahl unvorbereitet sich erst seit wenigen Jahren im politischen Gebiet zurechtstasteten, die Konservativen und nur eine Mittelpartei verstärkten, kann nicht wundernehmen. Was uns hier angeht, ist, daß sie den aufsteigenden Nationalsozialismus nicht hochgetragen haben. Das gleiche bezeugen die Resultate von 1933, soweit Männer und Frauen getrennt abstimmten. Für Thüringen, eine Anzahl norddeutsche Großstädte sowie 80 weitere große, mittlere und kleinere Gemeinden ergab sich das folgende: „Im ersten Wahlgang kamen von allen für Hitler abgegebenen Stimmen gut ein Viertel und im zweiten Wahlgang knapp ein Drittel von Frauen (Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik 1933, Heft 1). Niemand ist berechtigt, dem Frauenstimmrecht eine Mitschuld an der unseligen Wahl vom 6. März 1933 zuzuschieben!"

Eine Hauptsache für die bevorstehenden Erörterungen um das Frauenstimmrecht ist auf alle Fälle daß die Frauen sich in diesbezüglichen Diskussionen nicht sofort verblüffen lassen, wenn solche ganz unbewiesene Behauptungen im Brustton der Ueberzeugung und mit der Salbung der Belehrung von oft ganz jungen Männern aufgestellt werden, sondern daß sie sich als Rüstzeug in dem Kampf der Geister ein solides Wissen um die Dinge, wie sie wirklich sind, aneignen. Vielleicht nirgends wie im Kampf um unsere Rechte braucht es Schlagfertigkeit und Humor — und ja keine Rechthaberei.

Antworten auf die „Interessante Frage"

in Nr. 2 vom 11. Januar

Ich gestatte mir, Ihnen eine Antwort auf Ihre „interessante Frage" zuzusenden.

Es ist wahr, immer wieder stößt man auf Inserate, in denen sogenannte „jüngere" oder „junge" Angestellte weiblichen und männlichen Geschlechts gesucht werden.

Glauben Sie nicht, daß bei diesen Anforderungen in erster Linie die Lohnansprüche eine Rolle spielen? Eine „Junge" oder „Jüngere" wird sicher eine niederere Besoldung beanspruchen, als eine lebenserfahrene ältere Kraft.

Dann mag vielleicht auch das Einarbeiten in die zu übernehmenden Pflichten mitsprechen, d. h. der Vorgesetzte oder Prinzipal kann bei einer jüngeren Angestellten viel eher seine persönlichen Wünsche in der Arbeitsführung durchsetzen, als bei einer selbständig arbeitenden, gereiften Angestellten. Man sagt nicht umsonst und manchmal auch mit Recht: „Einer Jungen darf man noch etwas sagen".

Dies sind zwei Gründe, die mir beim Lesen Ihrer „interessanten Frage" auftauchen. L. R.

Und eine sehr erfahrene Berufsberaterin, die leider wegen Arbeitsüberlastung nicht ausführlicher zum Thema sich äußern kann, schickt uns, wie sie so nett sagt, im „Telegrammstil" einige Stichworte, aus denen wir ungefähr die gleichen Argumente herausschälen wie oben: Die niedrigere Entlöhnung, die noch nicht verbrauchte Arbeitskraft, die gefügigere Anpassung an die Geschäftsbrauche, weil noch wenig eigene Erfahrung da ist und als nicht unwesentlicher Grund: Die in weiter Ferne liegende Altersfürsorge, bezw. die Ueberalterung im Betrieb.

Kleine Rundschau

Schweizerischer Frauenturnverband. Mit Beginn des Jahres war im Schweiz. Frauenturnverband Präsidiumswechsel, und zum ersten Mal seit seinem Bestehen vertraut dieser wichtige und rührige Frauenverband seine Geschicke einer Frau an. Es ist dies Fräulein Marie Willmann, in Kriens, die in der Frauenturnzeitung in einem sehr sympathischen Neujahrsgruß ihre Arbeit übernimmt. „Das Volk braucht Frauen, die für den schweren Kampf, den das Leben verlangt, gerüstet sind, aber in Anmut und Frische."

Eine Architektin, **Hella Kitschelt-Budwieser**, ist mit den Aufbauarbeiten am schwerbeschädigten Stephansdom in Wien beauftragt worden. Sie war schon früher Mitarbeiterin im ständigen Baukomitee, und ist dadurch mit allem seit langem vertraut und lebte ganz für das berühmte Bauwerk. Als die abziehende SS den Dom noch mit Handgranaten zerstören wollte, setzte sie sich mit einigen tapferen Frauen und Männern für das Rettungswerk ein und dank ihrer Umsicht und Energie entging der Langhau des Doms der Vernichtung. Ihr ist nun das große Aufbauwerk anvertraut und die Wiener wissen, daß sie es in befugte Hände gelegt haben.

Else Kleen, die Gattin des schwedischen Sozialministers Gustav Möller, arbeitet unter ihrem Mädchennamen in hervorragender Weise auf sozialem Gebiet, und da hat sie sich ganz besonders mit dem System des Strafvollzuges beschäftigt. Schwedens Reichstag hat Verordnungen zu einer Reform des Strafvollzuges angenommen, die direkt revolutionierend wirken, und die Hauptinitiantin zu diesen Reformen ist eben Frau Else Klee, die neben der bedeutenden Arbeit einiger hochgestellter Juristen im Bewußtsein der in die Geschichte dieses neuen Gesetzes Eingeweihten die „Vordergrundfigur" ist, als welche der Justizminister sie gefeiert hat. Sie ist eine ungemein vielseitige Persönlichkeit, und es ist zu hoffen, daß unsere schwedische Korrespondentin uns einmal etwas ausführlicher über sie berichten wird.

Politisches und Anderes

Rückschau auf die Gefahr

cb. Einmal mehr muß uns — rückblickend auf die Zeit von 1940 bis 1943 — zumute sein, wie dem Reiter überm Bodensee. Der Bundesrat hat, gedrängt von der öffentlichen Meinung (die, wenn sie nur genügend Einheitlichkeit und Willenskraft besitzt, gleichsam zur handelnden Person wird), die Eingabe veröffentlicht, mit welcher anno 1940, geblendet vom räuberischen Siegeszug des Dritten Reiches, über 150 Unterzeichner vom Bundesrat die vollständige Knebelung der Schweizerpresse forderten, ihre Gleichschaltung mit der des Dritten Reiches, das man als zukünftigen Beherrscher Europas sah, und eine Umbiegung der Grundlagen des Rechtes zugunsten derer, die wir heute zur Fünften Kolonne zählen. Nicht weltferne Ideologen, noch „spinnende" Einzelgänger waren es, sondern Männer, die zumeist führende Stellen in Armee und Wirtschaft innehatten (zum Teil noch heute haben). Auch überraschend viel Aerzte findet man unter den Unterzeichnern, die u. a. die Absetzung von Redaktoren des „Bund", der „Basler Nachrichten", der „Neuen Zürcher Zeitung" verlangten, sowie die Bekämpfung aller der Blätter, die sich unter größten Schwierigkeiten damals um eine wenigstens bestmögliche wirkliche Orientierung des Volkes bemühten. Während schon damals jeder, der es wissen wollte, die barbarischen Methoden kannte, mit denen das Dritte Reich gegen alle Verfechter von Wahrheit und Recht vorging, hatten sie die Stirne, unser Land und Volk mit diesem Regime politisch verbinden zu wollen. Der Nebelspalter, der mit der Offenheit, die man der „Narrenfreiheit" immer zugebilligt hat, eine so gute Stütze aller Aufrechten war und ist, hat in seiner letzten Nummer drei ganz dumm-gutmütige Schweizerknaben, auf einem Hügel sitzend, konterfeit, hinter ihnen die Riesensilhouette eines deutschen Hakenkreuzoffiziers — und sein Verslein dazu läßt die „Chnaben" ihr Dummheitsbekenntnis folgendermaßen abschließen: „... Und wir haben ganz sicher nicht geweißt / Daß es so unartige Menschen gibt und verdorbene Christchen / Sogar bei den Nationalsozialischten!"

Wäre es nur Dummheit, so könnte man das alles ad acta legen — aber Text und Unterzeichner zeigen uns, daß Menschen, denen große Verantwortung anvertraut war, bereit waren, ein System des Schrecklichkeits und der Lüge zu besahen und sich — nur weil der Sieg sich nach der deutschen Seite zu neigen schien — vor dem Geßlerhut verneigten. Die furchtbaren Tatsachen, die heute das Gericht zu Nürnberg zu Tage fördert, decken sich genau mit dem, was damals schon sattsam erkannt werden konnte und z. B. von Nationalrat Grimm als „Rückfall in die Barbarei, als Vernichtung der Grundrechte der Menschheit" bezeichnet wurde. Und gerade dieses Zitat wurde in der Eingabe als „verantwortungslose und vergiftende Kampfweise" dargestellt ... Welch ein Glück, daß 1940 und später, diese „führenden Männer" eine Minderheit waren. Was wäre aus der Schweiz, ihrer Ehre, ihrer Tradition, ihrer Eigenständigkeit geworden, wenn sie und ihre Anschauungen durchgedrungen wären? —

Vom Biga

Das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit ist durch einen Bundesratsbeschluß reorganisiert worden, da seine Aufgaben sich infolge des Ausbaues der Wirtschafts- und Sozialgesetzgebung sehr vermehrt haben. Speziell die berufstätigen Frauen, aber auch die Mütter (da die Möglichkeiten der Berufsausbildung ihrer Kinder weitgehend durch die Arbeit dieses Amtes beeinflußt werden) haben alle Ursache die Entwicklung dieses Verwaltungsbezirkes mit Interesse zu verfolgen. Mehrere Beamtinnen sind dort mit maßgebender Arbeit betraut und unser Schweizerisches Frauensekretariat, wie auch die großen Frauenberufsverbände unterhalten stets lebendige und fruchtbare Beziehungen zum Biga.

Das Amt wird von nun an offiziell vor allem mit der Förderung von Industrie und Gewerbe, mit Maßnahmen im Interesse des Arbeitsfriedens, der wirtschaftlichen Ordnung und des sozialen Fortschrittes betraut. Es hat sich u. a. mit Arbeitsrecht, Arbeitnehmerschutz, Fragen des Arbeitsmarktes, der Arbeitslosenversicherung und Fürsorge, sowie mit arbeitsmedizinischen Fragen zu befassen. Auch die

ZÜRICH
Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 Zentrale Lage
Tel. 577 22
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

sie jegliche Elastizität verloren hat. — Zudem kommt, daß ihre persönliche Lage äußerst prekär ist. Sie hat beinahe kein Bargeld und in Gurs mittellos sein, heißt vom Morgen bis zum Abend hungern müssen, keinen Käse, keine Eier, keine Tomaten und keine Margarine in der Kantine kaufen zu können. Auch Leibwäsche, Strümpfe, Schuhwerk und Kleider hat sie keine mitnehmen können, ebenfalls kein Eßgeschirr und kein Besteck. Sie treibt irgendwo eine Konservenbüchse und eine Sardinenschachtel auf und behilft sich notdürftig damit. Bis die Frauen in ihrer Baracke und im Iglöt das feststellen und beweisen, daß es auch im Elend eine Solidarität geben kann. Eine polnische Landarbeiterin schenkt ihr ein Hemd und eine Hose. Sie sind zwar viel zu groß, aber das schadet nichts. Sie kann jetzt wenigstens ihre eigenen Sachen richtig waschen und muß sich nicht mehr bei Nacht in die Baracke, wo gedusch wird, schleichen, damit dann die dort notdürftig instandgestellte Wäsche bis am Morgen über dem Stacheldraht trocknen kann.

Als die Frauen aber erst wissen, daß Martha schwanger ist, bemühen sie sich noch viel mehr um die werdende Mutter. Diese Jüdinnen, Polinnen, Deutschen und Ungarinnen, entwickeln eine Hilfsbereitschaft, die irgendwie ergreifend ist. Obwohl sie selbst vor dem Nichts stehen, teilen sie noch das Wenige, das sie besitzen. Von jedem Paket, welches die Postmeisterin verteilt, bekommt Martha ihren Teil. Man füttert sie regelrecht auf, denn Martha braucht ihre Kraft für das Kind. Sie wird auch von allen Barackenarbeiten dispensiert und führt einen energischen Kleinkrieg, damit sie wenigstens ihr Nachtlager selber in Ordnung halten kann. Eine besonders geschickte Frau, welche die von ihr bewohnte Baracke mit Tischen und Stühlen ausstaffiert hat, stellt für Martha einen Liegestuhl her. Sie muß, wenn das Wetter schön ist, den ganzen Tag an der Sonne sitzen und Siesta halten.

Ueberhaupt entwickeln diese Frauen, von denen viele in ihrem ganzen Leben noch nie richtig gearbeitet haben, weil sie es nicht nötig hatten, eine ganze Menge Fähigkeiten. Die kahlen Barackenwände werden hübsch bemalt, für die Insassinnen phantasievolle Schlafsäcke angefertigt und aus Holz schnitzt man Teller und Becher, um den Aufenthalt etwas erträglicher zu gestalten. —

Einmal peilt eine der Kameradinnen, die sich vor Jahren bei Sauerbruch in Berlin ihre medizinische Sporen abverdient hat, Martha, an, ob sie das Kind wirklich austragen wolle. Franziska, so heißt die Aerztin, ist eine überdurchschnittlich intelligente Frau, sachlich von Kopf bis Fuß, kühl wie Gletscherwasser und als sie mit Martha spricht, könnte man meinen, die Aussprache finde im Hörsaal einer Universität statt. Die Aerztin hat große und vielleicht berechtigte Befürchtungen, daß der Aufenthalt in Gurs für das zu erwartende Kind schwerwiegende Konsequenzen haben könne, von den Komplikationen bei der Geburt gar nicht zu reden. Aber Martha will von dem vorgeschlagenen Eingriff nichts wissen. Sie hat sich dieses Kind von Georges gewünscht und, es soll, so Gott will, auch geboren werden. Diese Geburt ist für sie keineswegs, wie Franziska anfänglich meint, ein Betriebsunfall und ein Opfer. Diese Geburt ist für Martha die Verwirklichung ihrer geheimsten Sehnsüchte und eine lebendige Brücke zu Georges, von dem sie nichts weiß. Dieses Kind soll ihr die Kraft geben, ihr weiteres Leben ertragen zu können. Nein, keine Abtreibung! Auch dann nicht, wenn sie mit unendlichen Schikanen und unter peinlicher Beachtung aller medizinischen Vorsicht ausgeführt würde. Das wäre in ihren Augen ein glatter Mord. Denn Martha fühlt bereits, wie sich das neue Leben in ihrem Körper regt und dieses Regen versetzt sie in einen wohligen Schauer. Nein, kein Mord! Ein Kind; wird nicht schon genug, zuviel gemordet und zerstört auf dieser erbärmlichen und sinnlosen Welt?

Fortsetzung folgt.

Dr. Ernst Eschmann zum 60. Geburtstag

Im Zeichen der Pestalozzi-Gedentfeier zur 200. Wiederkehr des Geburtstages dieses großen Menschenfreundes feiert der bekannte Schweizerdichter und Schriftsteller Ernst Eschmann, auch ein Kinderfreund auf seine Art, am 25. Januar, seinen 60. Geburtstag. Sein Pestalozzibuch „Remigi Andacher" (1918), welches in höchst anschaulicher Weise Pestalozzis Wirken im Kloster Santa Clara in Stanz schildert, wo er den verwaisten 80 Kindern Vater, Lehrer und Tröster war, war so recht eigentlich der Auftakt zu Ernst Eschmanns Schrifttum. Seither erschien beinahe jedes Jahr ein neues ansprechendes Buch für die heranwachsende Jugend aus seiner Feder; denn Ernst Eschmann besitzt eine unversiegliche Quelle fröhlichen Fabulierens, das die Kinderaugen froher leuchten macht. Aus jedem der zahlreichen Bücher spricht eine reine Gesinnung, ein unversieglicher Humor, eine beneidenswerte Vertrautheit mit Land und Leuten — es ist im schönsten Sinne des Wortes Heimatkunst. Die selben Eigenschaften wirken sich auch in des Dichters Poesie, Romanen und Dialektspielen aus.

Ernst Eschmann hat in allen seinen Büchern der tapfern Frau und Mutter, die er ins Zentrum der Familie stellt, ein besonderes Kränzlein gewunden. Dafür sind wir ihm als Frauen dankbar und wir wünschen ihm zu seinem 60. Geburtstag weiterhin viel Glück und gute Gesundheit. Möge es ihm vergönnt sein, die Jugend noch recht lange mit seinen sonnigen Büchern zu erfreuen! M. M.

Kleiner Rückblick auf die Berliner Theater von gestern

Ueber ein Jahr ist vergangen, seit die Berliner Theater und mit ihnen die ganz Deutschlands am 31. August 1944 ihre letzten Vorstellungen gaben.

Wer eine davon miterlebt hat, dem wird sie einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben.

Im Berliner Schiller-Theater, auf der kleinen Bühne des ehemaligen Restaurants wurde Goethes „Urfaust" gespielt.

Schon Tage vorher war in ganz Berlin keine Karte

Behandlung von Lohnfragen, der Schutz der Arbeitnehmer und selbständig Erwerbenden vor wirtschaftlichen Folgen des Militärdienstes, Aus- und Rückwanderung, Ausstellungswesen gehören in sein Ressort. Und nicht zuletzt: Berufliche Aus- und Weiterbildung, hauswirtschaftliches Bildungswesen, Berufsberatung. Wir hoffen, daß auch weiterhin, und mit den wachsenden Aufgaben in steigendem Maße, die initiative Mitarbeit tüchtiger Frauen dort eine Selbstverständlichkeit sei. —

Zum Arbeitsfrieden

In den Vereinigten Staaten sind Hunderttausende von Arbeitern der Stahlindustrie in Streik getreten; ein Streik der Telephon- und Telegraphenarbeiter drohte sogar die dringenden internationalen Geschäfte der Amerikaner („Uno!") zu unterbinden. Die amerikanischen Arbeiter kämpfen um Lohnerhöhungen. Im Hinblick auf solche soziale Spannungen notieren wir dankbar, daß wiederum in einer der schweizerischen großen Industriegruppen, diesmal der Papier- und Papierstoffindustrie ein Gesamtarbeitsvertrag unterzeichnet worden ist. Die Arbeitsbedingungen der Arbeiter und Arbeiterinnen werden auf neue Grundlagen gestellt. Im gemeinsamen Willen, den Arbeitsfrieden zu wahren, die Betriebsgemeinschaft zu stärken und Meinungsverschiedenheiten nach Treu und Glauben (ev. schiedsgerichtlich) zu beheben, unterstellen sich beide Parteien der Friedenspflicht und leisten je 20 000.— Fr. Kaution für Gewähr der Vertragserfüllung. Minimallöhne, Ueberzeitarbeitsentschädigung, Ferienanspruch u. a. wurden geregelt. Wir freuen uns solcher Resultate, möchten aber auf einen bitteren Tropfen im Becher der Freude hinweisen: An sechs Feiertagen wird eine feste Entschädigung bewilligt und zwar dem volljährigen Arbeiter Fr. 8.—, der volljährigen Arbeiterin Fr. 4.50, dem jugendlichen Arbeiter Fr. 3.50.

Lienhard und Gertrud

Diese Erzählung Pestalozzis, die 1781 erschienen ist, hat ihn mit einem Schlag in weiten Kreisen bekannt gemacht. Sie war dermaßen fern von jeder Romantik, dermaßen aus dem täglichen Leben heraus beobachtet und geschaffen, daß sie direkt revolutionär wirkte. Der „ländliche Roman" entstand aus seinen eigenen Beobachtungen, wurde sofort berühmt und ins Französische und viele andere Sprachen übersetzt und wirkte so weit herum für die Ideen und Ideale, für welche Pestalozzi seine ganze Lebensarbeit eingesetzt hat. In der „Abstinence" und der „Freiheit" ist eine sehr eingehende Arbeit von Dr. Manfred Schenker in Genf erschienen, die uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt worden ist, und die uns ganz besonders die Stellung Pestalozzis zu den Nöten des arbeitenden Volkes im Zusammenhang mit dem Alkoholismus erkennen lassen. Nach seinem Mißerfolg mit dem Waisenhaus „Neuhof" in Birr, faßt er den moralischen Erfolg, den der Versuch trotz allem für ihn hatte, folgendermaßen zusammen:

„Mein Plan ist mißlungen. Aber ich habe in dieser riesigen Anstrengung große Wahrheiten gelernt, von deren Richtigkeit ich nie mehr überzeugt war, als am Tage meines Mißerfolges. In diesem Haus des Jammers habe ich das Elend des Volkes kennen gelernt, wie kein Glücklicher es kennen kann; das Volk hat sich mir so gezeigt, wie es ist, und wie niemand es sieht. Mein Unglück hat mir immer mehr Wahrheiten für mein Ziel aufgezeigt..."

Als eine dieser großen Wahrheiten lernte Pestalozzi den Alkoholismus und die unumgängliche Notwendigkeit ihn zu bekämpfen, kennen. Und so entstand „Lienhard und Gertrud" und wir lassen nun die schönen Ausführungen aus den obgenannten Blättern folgen.

Hundert Jahre bevor der Naturalismus eine naturwahre Darstellung auf Grund eigener Beobachtung forderte, schrieb Pestalozzi in der Vorrede zu seiner Volkserzählung „Lienhard und Gertrud", daß er sowohl die Geschichte wie die darauf folgende Belehrung „auf die möglichst sorgfältige Nachahmung der Natur" gründen wolle. Es war also nicht müssige Neugier, die ihn veranlaßte, sich etwa unbemerkt an Wirtshaustische zu setzen oder in einer Wirtschaft in Mellingen in eine große Futterkiste zu klettern, um die Gespräche der Bauern anzuhören ... Er hat auch nicht zur Feder gegriffen, bloß um zu schreiben: er fühlte sich auch da getrieben vom inneren Drang, dem Volke zu helfen. Und so wird er auch den Stoff zu seiner Volkserzählung nicht von ungefähr gewählt haben, sondern in der Absicht, in einem bestimmten Sinne auf das Volk seiner Zeit einzuwirken ... Es wäre zu viel gesagt, wenn man „Lienhard und Gertrud" einen Roman mit Abstinenztendenz nennen wollte. — Pestalozzi schrieb die Erzählung 100 Jahre vor der Gründung des ersten schweizerischen Abstinenzvereins —; aber jedenfalls ist dies die erste Erzählung, die wir kennen, mit alkoholgegnerischer Absicht.

Wenn Pestalozzi gerade einen schlechten Wirt, der zugleich noch das Amt eines Untervogtes bekleidet, zum traurigen Helden seiner Geschichte auserkoren hat und diesen als den bösen Geist des Dorfes schildert, von dem alles Unheil der Gemeinde ausgegangen, so wollte er damit gewiß nicht den Wirtestand als solchen anprangern. Das war nicht Pestalozzis Art. Aber jedenfalls stand ihm die Wahrheit sehr deutlich vor den Augen, daß der Wein in der Hand eines geldgierigen, hemmungslosen und dazu noch einflußreichen Menschen zu einer furchtbaren Geißel für eine ganze Bevölkerung werden kann.

Wahrhaft klassisch ist die Darstellung des Wirtshausübels, mit der „Lienhard und Gertrud" beginnt: „Es wohnt in Bonnal ein Maurer. Er heißt Lienhard — und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und einen guten Verdienst. — Aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirtshaus oft verführen läßt. Wann er da ansitzt, so handelt er wie ein Unsinniger — und es sind in unserm Dorfe schlaue, abgefeimte Burschen, die darauf losgehen und daraus leben, daß sie den Ehrlichern und Einfältigern auflauern und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn das am Abend geschehen war, reuete es Lienhard am Morgen — und es ging ihm ans Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brot mangeln sah..."

Welch schöner Zufall, daß Pestalozzi der Frau Lienhards den gleichen Namen gab, den in Schillers „Wilhelm Tell" die edle Stauffacherin trägt! Fand diese weisen Rat gegen den Vogt Geßler, so ist in Pestalozzis Erzählung Gertrud die Widerspielerin des bösen Wirtes und Untervogtes Hummel.

Das nun über 150 Jahre alte Volksbuch Pestalozzis enthält eine Menge von Zügen und Schilderungen, die von einer scharfen Beobachtungsgabe seines Verfassers zeugen.

Wie läßt er z. B. den Wirt zu Gertrud reden, als diese ihm vorwirft, daß ihr Mann in seinem Hause alle Tage zum Spiel und zum Trunk verleitet werde, während sie daheim mit ihren Kindern alles mögliche Elend zu erdulden habe! — „Du tust mir unrecht, Gertrud", erwiderte Hummel. ‚Es ist wahr, dein Mann ist etwas liederlich. Ich habe es ihm auch schon gesagt; aber in meinem Wirtshaus muß ich in Gottes Namen einem jeden, der's will, Essen und Trinken geben; das tut ja jedermann."... Man meint fast, einen heutigen Wirt zu hören — oder auch gewisse Konsumvereinsverwalter, wenn sie mit gespielter Verwunderung erklären, nachdem sie wieder eine Mordsreklame für Weine zur Festzeit entfaltet haben: „Wir geben doch nur, was jeder verlangt!"

Man könnte auch die herz- und sinnbetörende Wirkung des Weines auf den Menschen kaum besser darstellen, als Pestalozzi es in der folgenden Stelle getan hat: „Man kann von Leuten, die umsonst Wein ausschenken, gewiß allemal zum voraus behaupten, daß sie mit Sachen umgehn, die Land und Leute grenzenlos verderben ... Da mag einer tun und sagen, was er will, ein Glas Wein heilt allen Schaden; da werden Zeugnisse erkauft; Aussagen verdreht; da werden der Unschuld Fallen gelegt; da werden die Arbeitszeiten verwüstet; da wird die Hausordnung unter die Bank geworfen, und Weib und Kinder, Haus und Hof, Nachbar und Bruder dem aufgeopfert und dem verraten, der zu trinken gibt! Da magst du schimpfen und schelten; da magst du über Obrigkeit und Pfarrer, über Gericht und Ehrbarkeit schmälen und schänden, da magst du deinem Feind Schelm und was du willst sagen — alles wird mit einem Glas Wein wieder gut gemacht." ... Ja, als Hummel bei Arner, dem Landesvater, schon in Ungnade gefallen ist, vermag er mit Hilfe des Weines die abtrünnig gewordenen Bauern, die Opfer seiner Macht- und Habsucht, sich wieder gefügig zu machen. Bald loben sie ihren Peiniger und Versucher. „Nach und nach geht einem jeden das Maul auf und lautes Saufgewühl erhebt sich."

„Mut gefaßt! Kommt Zeit, kommt Rat", so läßt Pestalozzi den Wirt und Untervogt an einer anderen Stelle — nach einem Schlucke beruhigenden Weines — überlegen. „Heute ist's Samstag, die Kälber lassen sich scheeren. Ich gehe ins Barthaus; da gibt sich um ein Glas Wein eins nach dem andern. Die Bauern glauben mir immer eher Zehen, als dem Pfarrer ein Halbes."

Wäre es nicht auch ein dem Leben abgeschauter Zug, wenn der Wirt seiner Frau befiehlt, dem dreimal geschwefelten Wein, den er seinen Kumpanen vorsetzen läßt, je Maß noch ein halbes Glas Brenz beizufügen, ihm selbst aber, wenn er Le Côte verlange, „gelb gesottenes Wasser" zu bringen; denn er muß seiner Sinne Meister sein, um die anderen herumzukriegen, ohne daß sie die Absicht merken!

Wie anschaulich schildert auch Gertrud die Alkoholgefahr für Bauarbeiter, wenn sie dem Landesvater sagt, die zu erbauende Kirche stünde zu nahe beim Wirtshaus und fortfährt: „Mein Mann ist beim Wein leicht zu verführen, und wenn er täglich so nahe am Wirtshaus arbeiten muß ... ach Gott! ach Gott! ich fürchte, er halte die Versuchung nicht aus ... Bei der heißen Arbeit dürstet man oft, und wenn dann immer Saufgesellschaft vor seinen Augen auf jede Art mit Freundlichkeit und mit Spotten, mit Weinkäufen und mit Wetten ihn locken wird, ach Gott! ach Gott! wie wird er's aushalten können ..."

In meisterhafter Weise zeigt Pestalozzi auch des Alkohols Wirkung bei der Rückkehr Hummels aus dem Schlosse, allwo der Landesvater ihm den Beschluß kundgetan, daß er die Stelle eines Untervogts nicht länger mehr in einem Wirtshaus lassen wolle. Das war ein Schlag für Hummel; bang und beklemmt ist sein Herz. — „‚Wie mir so schwach und blöde ist!' Er nimmt eine Branntweinflasche aus dem Sack, kehrt sich gegen den Schatten des Baums, braucht sein Hausmittel und trinkt einen Schoppen auf einmal herunter. Einen Dieb oder einen Mörder, dem Steckbriefe nachjagen, erquickt der erste Trunk Wasser, den er auf dem erlaufenen Boden der Freiheit trinkt, nicht stärker als die Brandtsflasche den Vogt bei seinen Ränken erquickt. Er fühlt sich jetzt wieder besser, und mit seinen Kräften wächst auch wieder der Mut des Verbrechers. ‚Das hat mich mächtig erfrischt', sagt er zu sich selber und stellt sich wieder wie eine Mann, der Herz hat und den Kopf hoch trägt ... ‚Gut war's, daß ich meine Flasche nicht vergessen habe; aber was ich auch für ein Kerl wäre ohne sie!'"

Trotz seiner Verdorbenheit plagt den Wirten hier und da der Stachel des schlechten Gewissens. Doch hat er ein Mittel zur Hand, um das schlechte Gewissen zu betäuben: „... und doch wollte ich", sagt er an einem Ort, „ich hätte diese Gedanken jetzt aus dem Kopf; sie machen mich verdrießlich. Ich will zurück und ein Glas Wein trinken."

Nachdem einst Bundesrat Musy Wirtshaus, Schulhaus und Gotteshaus als die drei großen Erziehungshäuser der Schweiz auf die gleiche Stufe gestellt hat, sei auch die folgende Betrachtung aus „Lienhard und Gertrud" angeführt: „Bei allem Bösen und selbst bei Schelmentaten wird alles munter und mutig, wenn viel Volks beieinander ist und wenn die, so den Ton geben, herzhaft und frech sind; und da das in den Wirtshäusern nie fehlt, so ist unstreitig, daß sie das gemeine Volk zu allen Bosheiten und zu allen schlimmen Streichen frech und leichtsinnig genug zu bilden und zu stimmen weit besser eingerichtet sind, als es die armen einfältigen Schulen sind, die Menschen zu einem braven, stillen, wirtschaftlichen Leben zu bilden."

Und welches ist das glückliche Schweizerdorf, wo folgendes nicht noch heute an Sonn- und Feiertagen vorkommt: „... ‚Der Lärm ist groß, Nachbarn! Man muß ohne Aergernis leben', sagte Hummel. ‚Es ist heiliger Abend. Mache die Fensterladen zu, Frau, und lösche die Lichter gegen die Gasse. — Es ist besser, wir gehen in die hintere Stube...' Da nahmen die Frau und die Nachbarn Gläser, Flaschen, Brot, Käs, Messer und Teller und Karten und Würfel, und trugen alles in die hintere Stube, von der man, geschähe auch ein Mord, auf der Gasse nichts hört. ‚Da sind wir jetzt sicher vor Schelmen, die horchen'..."

Uebrigens hatte die Wirtin den Nachbarn gesagt: „Wenn ihr den Wächter antreft, so sagt ihm, es stehe ein Glas Wein und ein Stück Brot für ihn da ..." Und auch diese Bestechung der sog. Hüter der öffentlichen Ruhe und Ordnung dürfte noch lange nicht aus allen Dörfern und Städten verschwunden sein!

Die Folgen des schlechten Wirtshauses schildert die Frau des Wirtes auf dem Totenbett wie folgt: „Um der Sünde unseres Hauses willen seid ihr alle und noch Hunderte, die nicht da sind, unglücklich geworden. Um unserer Sünden willen haben die Kinder des Dorfes ihre Eltern, die Dienstboten ihre Meister, die Weiber ihre Männer bestohlen und den Raub in unser Haus gebracht ... Viele von euch litten die Strafe des Diebstahls und haben für uns gestohlen. Viele litten den Unsegen ungehorsamer Kinder und sind um unseretwillen ungehorsam geworden. Viele verzweifelten, weil sie bei uns verführt wurden. Söhne liefen aus dem Land, weil wir sie zugrunde gerichtet, und Töchter sind unglücklich geworden, weil ihnen in unserm Haus Fallstricke gelegt wurden ..."

Hausfrauen wählen bei kleinen Rationen das Beste!
Ernst's Spezial-Eierteigwaren
sind aus Grieß erster Mahlung mit hohem Ei-Gehalt hergestellt
Gelipackung 250 g
TEIGWARENFABRIK ROBERT ERNST AG. KRADOLF

Manz & Co.
Kolonialwaren
Zürich 1
Zähringerstraße 24
Telephon 32 17 56
Fabrikation von Konfitüren und butterhaltigen Kochfetten

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel 24 57 44
Forchstraße 37 Tel 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

mehr dafür zu bekommen. Ich war erst tagszuvor in Berlin angekommen und hatte bereits jegliche Hoffnung, das Stück zu sehen, aufgegeben, als ich es doch noch einmal mit dem allgemein üblichen Trick versuchen wollte. Mit Zigaretten — ich hatte sie im Schleichhandel mit 2.— Mark pro Stück bezahlt — bestach ich die Kassiererin; und sie, die sich trotz des Schildes „Ausverkauft" am Eingang kaum der drängenden Menge erwehren konnte, ließ mir tatsächlich noch einen Stuhl in einen der Seitengänge stellen!

Es lag ein Zittern in der Luft, daß es einem den Atem zu nehmen drohte, als sich der Vorhang zum letzten Mal vor einer Aufführung hob.

Jeder der Schauspieler gab sein Letztes her, und jeder der Zuschauer nahm auch das kleinste Detail wahr von dem, was droben auf der Bühne geschah.

Regungslos verharrten die Menschen. Viele standen eng aneinandergepreßt an den Wänden entlang. Mit jeder Faser sogen sie alles in sich auf, als wollten sie es nie mehr vergessen.

Für mich war diese Aufführung interessant; jedoch stand sie nicht so im Mittelpunkt. In der Tasche trug ich bereits mein Visum nach der Schweiz, und es sollten auch nur noch wenige Tage vergehen, bis ich nach Ueberschreiten der Grenze wieder heimatlichen Boden unter den Füßen hatte. Meine Gedanken hatten sich also längst auf andere Dinge konzentriert, trotzdem wurde auch ich in einen fast fieberhaften Zustand hineingepreßt.

Als der Vorhang sich nach dem ersten Bild senkte, blieb alles wie erstarrt. Keine Hand rührte sich zum Applaus, nur hier und da war ein unterdrücktes Aufatmen hörbar.

Oben in der einzigen kleinen Loge saß eine mächtige Gestalt. Die kräftige Hand hatte sich wie schützend über die Augen gelegt, um den Blicken zu entgehen. Dieselbe Hand hatte einst vor Hitlers Machtübernahme die rote Fahne bis zum letzten Augenblick durch die Straßen Berlins getragen. Die gleiche Hand hatte sich dann — allerdings erst einige Jahre später und zuerst nur zögernd — zum Gruß für den „Führer" erhoben, und bald war das wohlklingende Organ untergegangen in dem tausendfältigen „Heil", das Hitler entgegenschallte, wo er sich zeigte.

Damals, vor einem Jahr, als man in Deutschland längst ahnte, im tiefsten Unterbewußtsein sogar wußte, daß auch dieser Krieg verloren sei; da habe ich mich in jener Stunde gefragt, ob nicht auch dieser Mensch schon die Abrechnung über sein Leben gehalten hat. Er, Heinrich George, der zu den wuchtigsten deutschen Filmdarstellern und Schauspielern gezählt hat, dieser Mensch, der so voller Opposition war, und der nur aufzutreten brauchte, um ein ganzes Haus zu atemlosem Lauschen zu veranlassen, ... er hat vielleicht wie kein anderer schon alles vorausgesehen.

Der Schauspieler ist ein Vorläufer seiner Zeit. Er nimmt mit seinem künstlerischen Instinkt etwas wahr, das längst noch schlummert, und das er auch bereits schon zu gestalten versucht.

Ueber Hubert von Meyerincks Mephisto schwebte die gleiche gewitterschwüle Atmosphäre. Das ganze Teuflische des Untergangs eines Reiches versteckte sich hinter seiner Maske und ließ die Zuschauer vor seiner Gewalt erzittern.

Zeigt es nicht schon den Untergang, wenn ein zweihundert Jahre altes Schauspielervolk von seinen Brettern gejagt wird? Als vor mehr als zwei Jahrhunderten eine Frau — Caroline Neuber — den Mut aufbrachte und den Harlekin von ihrer dürftigen Bühne jagte, da war es der Tod des Harlekins, des Possenmachers, der durch seine unflätigen Gebaren die Anfangsversuche der Schauspielkunst in den Sumpf hinabzog.

Wenn aber vor mehr als einem Jahr ein Propagandist (!) sich dazu berufen fühlte, die Theater zu schließen und so dem Weiterleben der Kunst in Deutschland einen vorläufigen Riegel vorzuschieben, um die Künstler und ihre Helfer für die Fortsetzung eines sinnlosen Krieges aufzubieten, so war das die Versinnbildlichung des Sterbens der einst mächtigen Nation.

Was mußten damals die Schauspieler empfunden haben bei dieser letzten, allerletzten Vorstellung!

Ich glaube, die Unruhe Faustes ist selten so eindrucksvoll dargestellt worden wie an jenem Abend von Will Quadflieg. Faustens Schicksal schien das des deutschen Volkes zu sein. Und Mephisto? Vielleicht könnte man in ihm die Machthaber sehen, die nicht nur über Deutschland, sondern über ganz Europa solch unsägliches Leid gebracht habe...

Hat man sonst schon immer eine „Faust"-Aufführung als Meisterwerk angesprochen, so kam dieser hier der Titel voll und ganz zustatten. Wenn man bedenkt, was es bedeutet, auf einer kleinen Notbühne, mit beschränktem Raum, ungenügenden Kulissen, Kostümen und Requisiten, wenigen Bühnenarbeitern und Beleuchtern eine Vorstellung vom Ausmaße des „Faust" zu inszenieren, so empfindet man wirkliche Hochachtung für alle daran Arbeitenden.

Wer während des Krieges einen Einblick in das Theaterleben von Deutschland haben konnte, der weiß, unter welch schwierigen Umständen oft eine Aufführung zustande kam. Schon das von immer sich wiederholendem, oft stundenlangem Fliegeralarm unterbrochene Proben war für die Schauspieler eine schwere Nervenbelastung. Mußten sie sich doch dann immer wieder von Neuem in die zu spielende Rolle versetzen. Und wie oft wurde eine Aufführung durch einen Angriff gestört und der Schauspieler traf mit seinem Publikum im Luftschutzkeller zusammen.

Und wie wird es nun heute in Berlin — in Deutschland — um das Kunstleben bestellt sein? Das ist eine Frage, die sich viele von uns stellen und die manchen beschäftigt. Auch heute werden alle Beteiligten einer Vorstellung noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Und trotz allem hören wir, daß in Berlin gespielt wird. Es war sehr klug von der russischen Besetzung, dies sofort zu veranlassen. Wer Berlin und die Berliner kennt, der weiß, daß Berlin ohne Theater ... eben nicht Berlin ist.

Nur hoffen wir, daß die Art der KdF-Vorstellungen endgültig aus der Welt geschaffen ist und wirklich künstlerischen Veranstaltungen Platz gemacht hat.

Marion Sikor

So läßt Pestalozzis „Buch für das Volk", wie er „Lienhard und Gertrud" im Untertitel benannt hat, manch tiefen Blick werfen in die mit dem Alkohol und dem Wirtshaus verbundenen Gefahren. Ueberhaupt liest man die Erzählung, die bei ihrem Erscheinen einen bedeutenden literarischen Erfolg hatte, noch heute mit großem geistigem Gewinn; man darf sich nur nicht durch einen gewissen, der damaligen Zeit eigenen Ton der Empfindsamkeit stören lassen. Pestalozzi wurde dieses Erfolges allerdings nicht recht froh, weil er zu beobachten glaubte, das Buch würde als anregende Lektüre genossen ... und nicht als eine große soziale Predigt empfunden, als welche er es geschrieben hatte.

Wie manche Perle können in „Lienhard und Gertrud" insbesondere jene finden, die an Alkohol- oder anderen Gefährdeten Erzieherarbeit zu leisten haben! Nur eine Probe, ein Wort des klugen, gütigen Pfarrers: „Man muß wahrlich des Menschen, wenn er dahin gebracht ist, die Wahrheit zu finden, schonen wie eine Kindbetterin. Er kann ein totes oder lebendiges Kind auf die Welt bringen, je nachdem man mit ihm umgeht ... Schonung des Gefühls der Menschen, die man erleuchten, lehren und leiten will, ist immer das Fundament alles dessen, was man mit den Menschen ausrichten will."

Als Kind seiner Zeit läßt Pestalozzi den Landesvater wie auch den Pfarrer wiederholt ein Glas Wein vorsetzen — zur Gewinnung der Herzen und zur Bezeugung wohlgesinnter Einstellung. Es war dies damals vonseiten eines Höheren ein Zeichen freundlicher Herablassung. So wie der Landesvater Gertrud eine Schale Tee und ihrem Kinde Milch anbietet, schenkt er Lienhard ein Glas Wein ein, um ihn sein Wohlwollen spüren zu lassen ... Noch gab es keine Abstinenzbewegung. Es vergingen noch 95 Jahre, bis L.-L. Rochat das Blaue Kreuz gründete und 100 Jahre bis Bunges „Alkoholfrage" erschien ... Aber wie ein Leonhard Ragaz — um einen jüngst Dahingeschiedenen zu nennen — und andere wahre Pestalozzi-Seelen des letzten Halbjahrhunderts, wäre sicher auch Pestalozzi einer Bewegung beigetreten, die sich die Befreiung unseres Landes von den Alkoholsitten und damit von der Alkoholgefahr zum Ziele setzte.

Und wenn Pestalozzi den Landesvater den Entschluß fassen ließ, das Wirtshaus Hummels zu schließen, so dürfen wir wohl sagen, daß seit Pestalozzis Zeiten vielleicht niemand so ausdrücklich in seinem Geiste gewirkt hat wie Frau Orelli, indem sie den so ganz Pestalozzischen Gedanken in die Welt setzte, im Gemeindehaus, in der Gemeindestube einen Ort gesunder Geselligkeit und ein Zentrum wahrer Volksbildungsarbeit zu schaffen.

Casoja,

das Volksbildungsheim für Mädchen auf der Lenzerheide, führt zweimal im Jahr einen fünfmonatigen Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage durch. Woraus dieser wohl besteht?

Aus Kochen und Flicken, Waschen und Bügeln, Putzen und Schneidern usw. Daneben findet sich Zeit für Handfertigkeit, Musik und Sport. Die von verschiedenen Referenten geleiteten Kurswochen über Säuglingspflege, Frauenfragen, Bürgerkunde, literarische, religiöse und soziale Fragen verteilen sich auf die fünf Monate praktischer Arbeit und weiten das Blickfeld der Einzelnen.

In den folgenden Zeilen erzählt eine Schülerin, wie sie einen solchen Kurs erlebt und was ihr Casoja im besonderen gegeben hat:

Das Wesentliche an Casoja scheint mir, daß wir dort die Andern kennen lernen — kennen und lieben in einer ganz allgemeinen Weise, **nicht, weil sie uns sympathisch sind, weil sie dieselben Interessen haben wie wir selbst, sondern ganz einfach, weil es Menschen sind, Mädchen** wie wir, die vor allem das mit uns gemeinsam haben, daß sie leben und jung sind und daß diese beiden Dinge ihnen durch äußere und innere Umstände oft schwer gemacht werden.

Es ist schwer zu sagen, woran es liegt, aber in der ersten Zeit, die man in Casoja zubringt, fühlt man alle Steifheit und äußere Form abfallen, — man kommt sich beinahe ein wenig haltlos vor, wird fast gegen den eigenen Willen dazu gebracht, die Andern an sich herankommen zu lassen. Und auf der andern Seite muß man plötzlich die Andern verstehen, sie gleichsam in demselben Lichte sehen, in dem man sich selber sieht. Eigentlich sträubt man sich dagegen, denn es ist weit weniger bequem, als „objektiv" über die Andern zu urteilen. —

Wie dies geschieht, weiß ich eigentlich nicht: beim gemeinsamen Arbeiten, Basteln, Singen wird man aufeinander aufmerksam — oder in den gemeinsamen Stunden, wo man viele Dinge miteinander bespricht, ich möchte fast lieber sagen, voneinander anhört, und an denen eigentlich nicht das Thema das Wichtigste ist, wir haben vielleicht alles schon einmal „gehabt"; nein, das Neue und das Bereichernde an den Stunden ist die Tatsache, daß man wirklich einmal versuchen muß, über seinen eigenen Standpunkt hinauszukommen auf eine Basis, die allen gemeinsam ist, — den Praktischen und den Intellektuellen, den Natürlichen und den Komplizierten, den Erfahrenen und den Nachdenklichen und denen, die noch gar nichts wissen, denen alles neu ist. —

Daher kommt es wohl, daß man in dieser Zeit über sich selbst hinwegsehen lernt, und daß die eigenen Nöte geringer werden im Kontakt mit den fremden. Wir erlangen mehr Ruhe und Klarheit, indem wir offener werden für das, was uns umgibt, und wir merken plötzlich, wie einsam wir vorher waren und wie unglücklich in diesem auf die eigenen Gedanken oder auf die eigene Arbeit allein angewiesenen Dasein. —

Darum ist Casoja das, was man mit Recht ein Heim nennen kann, — vielleicht im Gegensatz zu vielen andern, die nur noch den Namen tragen.

Veranstaltungen

Zürich. Lyceumclub, Rämistraße 26. **Montag, 28. Januar, 17 Uhr, Musiksektion. Konzert: Carmen Hagmann, Sopran; Pinina Rascher-Cairati, Klavier. Werke von Mozart, Schumann, Blum,** Schoeck, de Falla. Eintritt Fr. 1.50.

Frauenfeld: Thurgauischer Verband für Staatsbürgerliche Frauenarbeit: Donnerstag, 31. Januar 1946, 20 Uhr: Jahresversammlung im alkoholfreien Restaurant Ergaten.

Basel. Basler Frauenverein. **Oeffentliche Mitglieder- und Jahresversammlung, Freitag, den 1. Februar 1946, abends 8 Uhr, präzis in der** Schmiedenzunft, Gerbergasse 24.
Traktanden: 1. Jahresbericht. 2. Jahresrechnung, 3. Fräulein Hedda Fredenhagen: Was wissen wir von der arbeitenden Bevölkerung und ihren Problemen? Diskussion.

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Von der Wohnungsgestaltung" spricht Montag den 28. Januar um 13.30 Uhr in der „Frauenstunde" die Architektin Claire Rufer-Eggimann. Gleichen Tags um 17.45 Uhr vermittelt Erich Lüscher eine „Schweizerische Knüpfteppiche" betitelte Reportage. In der Sendung „Notiers und probiers" sind Donnerstag den 31. Januar um 13.30 Uhr die Kapitel: „Wie kann man Jaßkarten reinigen? — Wenn Holzzuber und Fässer rinnen — Das neue Rezept", zu vernehmen. In der „Frauenstunde" behandelt Freitag den 1. Februar um 17.45 Uhr Freddy Ammann-Meuring das Thema „I bi hässig".

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE AG. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

EINRAHMUNGEN
Möngeli
ZÜRICH SCHIPFE 3 TEL. 23 91 07
Künstlerische individuelle Rahmen
Fachmann für Vergoldungen

DIE RENTENANSTALT IM WANDEL DER ZEIT

Konzessioniert
Von vornherein war beabsichtigt, die Tätigkeit der Rentenanstalt nicht nur auf den Kanton Zürich zu beschränken, sondern auf die ganze Schweiz auszudehnen. Es handelte sich also in erster Linie darum, in den übrigen Kantonen die Konzession zum Geschäftsbetrieb zu erlangen. Im allgemeinen fand das entsprechende Gesuch bei den Kantonsregierungen eine günstige Aufnahme. Bereits am 21. Dezember 1857 ging als erste die Geschäftsbewilligung aus Nidwalden ein; die andern folgten nach, wenn auch da und dort mit einem gewissen Zögern. Gleichzeitig wurden die Kantone auch eingeladen, in den Aufsichtsrat der Rentenanstalt ihre Vertreter abzuordnen.
Seit 1885 erteilt nunmehr der Bund an Stelle der Kantonsregierungen die Ermächtigung zum Geschäftsbetrieb. Ferner werden heute an Stelle der Regierungsdelegierten Versicherte aus allen Teilen unseres Landes in den Aufsichtsrat der Rentenanstalt gewählt.
Diese echt föderalistische Einrichtung entspricht ganz eidgenössischem Wesen; sie hat sich auch bei der Rentenanstalt bewährt und sie zu einer Institution gemacht, die im ganzen Volk verankert ist und die das Vertrauen aller Bevölkerungskreise genießt. Wollen nicht auch Sie sich der Rentenanstalt anvertrauen, die auf so breiten Grundlagen ruht?
SCHWEIZERISCHE LEBENSVERSICHERUNGS- UND RENTENANSTALT
Hauptsitz in Zürich, Alpenquai 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
FÜSSLISTRASSE 6 ZÜRICH TEL. (051) 23 66 60

Carl Hilty
Freundschaft und Umgangsformen
Neu Fr. 2.50 | Zahlreiche Klugheitsregeln, um Freundschaft zu erlangen, zu fördern und zu erhalten, sowie ein Ratgeber für gute Umgangsformen und sympathisches Benehmen.
Menschenkenntnis
2. Aufl. Fr. 1.60 | Diese Schrift zeigt den Weg, wie man Freunde gewinnt und die Beziehungen zum andern Geschlecht pflegt und glücklich gestaltet.
Gebr. Riggenbach, Verlags-Abt. 2 J., Basel

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Denken Sie
bei Ihren Vergabungen von Kleidern, Wäsche, Säuglingswäsche und Schuhen an die unter der Teuerung leidenden einheimischen Familien und Alleinstehenden.
Kleiderstube der Winterhilfe
Telephon 23 86 00 • Schulhausstraße 62 • Zürich
Es werden auch flickbedürftige Kleider angenommen

Alte, währschafte Wollstoffe werden durch
auffrischen, reinigen u. umfärben
wieder wie neu und sind im Tragen den Zellstoffen überlegen.
Wir färben in allen Modetönen. Wir reinigen Kleider, Teppiche, Vorhänge, Steppdecken etc. nach bewährten Trockenverfahren.
Trauerkleider innert 24 Stunden. Prompt, vorteilhaft.
Färberei Wädenswil
Chemische Reinigung A.G.
Tel. 95 60 58. Gegr. 1857
Filialen in Zürich: Seefeldstraße 8. Tel. 32 25 66, Goldbrunnenpl. Tel. 25 85 72, Badenerstraße 60 Tel. 25 20 41, Stockerstraße 45 Tel. 23 24 81, Forchstraße 92 Tel. 32 67 11
Filiale in Luzern: Frankenstraße 16 Tel. 041 21 507

KAFFEE: Marke TURM
garantiert Qualität
fein im Aroma kräftig
Portugiesisches Traubenkonzentrat
kartenfrei
ca. 75 % Zuckergehalt
Kolonialwaren
RIESER & CO.
vorm. Schlatter & Co.
Tel. 28585 ST. GALLEN

Ausbildung von Kinder-Pflegerinnen
Das Kinderheim Tempelacker in St. Gallen
nimmt je im Spätherbst und im Frühjahr eine Anzahl Schülerinnen auf zur Ausbildung in der Wochen- und Säuglingspflege. Das Diplom, das nach zweijährigem Kurs verabreicht wird, berechtigt zur Aufnahme in den Schweizerischen Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Verband. Aerztliche Leitung: Dr. Walter Hoffmann, Kinderarzt. Auskunft und Prospekte durch die Oberschwester V. Lüthy. Anmeldungen an den Präsidenten der Kommission: K 768 B
Pfr. Dr. Jakobus Weidenmann
Steingrüblistraße 1 St. Gallen

forster SPORT
ZÜRICH
Theaterstraße 16
vis-à-vis Urbankino
Telephon 24 48 77
SKI
Ausrüstungen
Ergänzungen
Reparaturen
fachgemäß u. reell

Elektr. Rasierapparate

...von SCHÄR
Bahnhofstraße 31, Tel. 23 95 82
Zürich

DRUCK-ARBEITEN
liefert vorteilhaft und gewissenhaft
Buchdruckerei Winterthur A.G.